

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 54. Bromberg, den 7. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da drinnen aber brach der Sturm in seiner ganzen Wut sich die Bahn.

„Mich nicht einladen! Ausschließen mich von einem Familienfest! Von der Verlobungsfeier meiner Enkelkinder! Mich, die Patriarchin des Hauses, der diese übermütige Sippe ihren Glanz und ihr Ansehen verdankt. Von deren Geld sie ihre kostbare Mitgift, ihre prunkende Einrichtung kaufte.

Mich, die jedem Feste zu Zierde und zum Stolz gereichte! Wie eine Unwürdige, eine Verbannte und Verfemte mich einschließen in dies dumpfe Mauseloch, indessen sie da drüben . . . Hörst du es, gerechter Gott? Und machst meine Sache nicht zu der deinen? Habe ich dir nicht gedient und dich gesucht mein Leben lang? Dir eine Kirche in Werra erbaut und zu dir gebetet? und du wirst dulden . . .?

Nein, das wirst du nicht! Das kannst du gar nicht! Jetzt, wo ich alt geworden und arm und alles mich hintenansetzt, wirst du mich aus dem Staub erheben, meinen Prozeß mich gewinnen und Rache nehmen lassen an meinen Feinden!"

Sie hatte sich, die eine Hand auf der Stuhllehne, die andere auf ihren schwarzen Krückstock mit dem silbernen Griff stützend, von ihrem Sitz erhoben. Hart auftretend, in langsamen, bald schneller und unregelmäßiger werdenden Schritten durchmaß sie das enge Gemach.

Niemals gewohnt, sich zu beherrschen, ließ sie ihrer Empörung freien Lauf. Und auch der Gott, zu dem sie aus zornzerrissenem Herzen schrie, war ein Gott der Rache und Wiedervergeltung, dessen Blitze sie auf das schuldige Haupt ihrer Kinder und Kindeskinder hinunterzuzwingen suchte.

Wer würde ihr beistehen in ihrer Not?

Friedrich Vandekamp?

Nein, der vermochte nichts gegen seine Frau, würde auch kaum den Willen haben . . .

Ina? Timm? Vielleicht seine Braut?

Nein, sie alle nicht. Sie würden versagen, sowie es galt, den Kampf gegen die allmächtige Frau Vandekamp auf sich zu nehmen.

Sie hielt in ihrer Wanderung inne, lehnte den ermüdeten Körper an das Fenstersims, achtete der Zugluft nicht, die von draußen zu ihr hineinströmte und die ihr sonst unerträglich war.

Ein Gedanke tauchte in ihr auf:

Einer nur konnte ihr helfen: Pastor Wendland!

Er war gut und gerecht und hatte ein Herz für die Unterdrückten und Gedemütigten. Oftmals hatte sie es aus seinen Reden gehört und aus den Andachten, die er in stillen Stunden mit ihr hielt.

Dazu fürchtete er die Menschen nicht und war der einzige, der hier im Hause etwas vermochte.

An ihn wollte sie sich wenden, ihn zu sich rufen lassen.

Aber vorsichtig und besonnen wollte sie ans Werk gehen, zuerst ihren Schwiegersohn, wenn er vielleicht des Abends noch zu ihr kam, Auge in Auge fragen: Ob es wahr, ob es überhaupt nur möglich war? Und nicht nur ein müßiges Geschwätz der alten boshaften Karsten?

Den ganzen Abend war sie ruhelos, horchte auf jedes leise Geräusch, jeden sich nahenden Schritt.

Gerade diesen Abend kam Friedrich Vandekamp nicht.

*

Friedrich Vandekamp war von seinem ersten Morgenverdruß befreit worden: Timm erschien jetzt pünktlich im Kontor und arbeitete mit ruhiger Gewissenhaftigkeit seine Stunden ab.

Unter den Angestellten des Geschäfts war ihm die Nächste, mit der er auch am liebsten arbeitete, Söna Sentland. Es gab eine Zeit, in der man sich von Pult zu Pult die Nachricht von einer Verlobung der beiden zumunkelte. Denn für eine flüchtige Liebschaft, wie Timm sie bevorzugt hätte, war Söna Sentland kaum das geeignete Mädchen.

Friedrich Vandekamp, dem das Gerücht zu Ohren kam, hätte in diesem Falle vielleicht seine Abneigung gegen eine arme Heirat seines Sohnes bezwungen. Denn Söna Sentland war die tüchtigste und zuverlässigste Kraft in seinem Geschäft, und sie diesem unter allen Umständen zu erhalten, gebot ihm sein weitschauender Blick.

„Sie liebt dich, aber nicht mich", sagte eines Tages Timm zu seinem Vater.

Damit war die Sache für ihn abgetan.

Er hatte es heute eiliger als sonst. Denn seine Braut wollte ihn um die Mittagsstunde zu einigen unumgänglichen Besuchen mit dem Wagen abholen.

Eben hatte Söna Sentland einen Hinweis für die Beantwortung eines der zahlreich eingegangenen Briefe zu Papier gebracht, als er bereits bei dem zweiten, ja bei dem dritten war.

Schon hatte sie mit ihrer flinken Hand mehrere Bogen mit Bemerkungen für die nachher selbständig von ihr anzufertigende Post bedeckt, als Friedrich Vandekamp später, als es seine Gewohnheit war, in das Zimmer trat, sich schweigend an den gegenüberstehenden Schreibtisch setzte, die für ihn zu seiner persönlichen Entscheidung zurückgelegten Eingänge durchzusehen.

Aber Timm merkte sehr bald, daß der Vater heute nicht mit der ihm eigenen Ausschließlichkeit bei der Sache war.

„Na, alter Herr, was für ein schwarzer Kater ist dir denn heute über den Weg gelaufen?" wandte er sich in seiner unbekümmerten Gradheit zu ihm hinüber, sowie Söna Sentland mit ihrem Briefstapel in das Kontor zurückgekehrt war.

Friedrich Vandekamp las das begonnene Schreiben mit ruhiger Aufmerksamkeit zu Ende, versah es mit ein paar hingeworfenen Bleistiftstrichen, legte es zu den übrigen.

„Ich habe heute etwas ganz Merkwürdiges erlebt..."

„Mit der Mutter natürlich?"

„Ja . . . mit der Mutter. Ich gehe des Morgens nach oben, finde sie schwächer als je und dringe noch einmal in sie, von dieser unseligen Gesellschaft Abstand zu nehmen."

„Ja, warum tust du das? Nee, alter Herr, daß du bei all deiner Arbeit noch Zeit hast, dich mit solchen Sachen abzugeben. Laß doch die Dinge laufen, wie sie wollen"

„Du hast gut reden! Du hast keine schwerkranke Frau, um deren Zustand du dich sorgst."

„Aber ich bitte dich! Warum willst du alles so tragisch sehen? Nimmt man das Leben nur von der ernsten Seite, was ist denn an ihm dran? Gewiß, die Mutter ist krank. Das war sie, solange ich denken kann. Daran gewöhnt man sich. Und du mußt es auch tun. Dafür bist du um so gesünder."

„Siehst du, das sagst du auch."

„Ja, warum sollte ich es nicht sagen? Jeder sagt es."

„Weil — ja, denk dir nur, was heute morgen geschah."

Timm wird aufmerksam, und Friedrich Vandekamp fährt fort:

„Als die Mutter auf ihrem Vorsatz bestand, stellte ich ihr eine Bedingung und erklärte von vornherein, daß ich mich von ihr nicht abbringen lassen werde."

„Und diese Bedingung?"

„Daß sie sich unmittelbar nach dieser Festlichkeit, die sie an den Rand ihrer Kräfte bringen wird, von einer Autorität ersten Ranges untersuchen lassen wird. Ich dachte an Professor Hermenau aus Königsberg, den ich unterrichten und mit meinem Wagen abholen lassen werde."

„Ja, wozu das alles?"

„Weil ich endlich einmal Klarheit haben und sie in den rechten Händen sehen will. Du weißt so gut wie ich, daß sie von unserem alten Meckbach, so redliche Mühe er sich mit ihr gibt, nichts hält und keine einzige seiner Verordnungen befolgt."

„Und was antwortete sie dir?"

„Daß sie einverstanden wäre."

„Na, dann ist die Sache doch im Lot."

„Höre nur weiter. Nun kam sie mit einer ganz wunderlichen Gegenbedingung: Daß auch ich mich von Professor Hermenau untersuchen ließe."

„Du? Wozu denn das?"

„Das weiß ich nicht."

Timm sieht auf.

„Ich hielt dich doch für das Bild der Gesundheit und Kraft."

„Ich mich auch. Du kannst ganz ruhig sein. Aber ich kann nicht leugnen: es gab eine Zeit, wo ich mich nicht ganz auf der alten Höhe fühlte. Doch das sind Wochen her. Seit dem ist alles in bester Ordnung, und ich habe mich nie so wohl und frisch gefühlt als gerade jetzt."

„Du siehst jedenfalls, welch eine Sorge sie sich um dich macht, und ist es auch eine unnötige. Also tue ihr doch den Gefallen!"

„Mir wird nichts anderes übrigbleiben. Aber sage selbst, ist es nicht Unsinn?"

„Und doch hat es dich nachdenklich gemacht."

Friedrich Vandekamp steht auf, geht an den Geheimschrank, entnimmt ihm ein Geschäftsbuch, legt es wieder zurück.

„Wunderlich ist es doch . . .", spricht er vor sich hin.

Draußen ertönt eine Hupe.

Timm schiebt einen Haufen von Papieren von sich, springt auf. Aber Friedrich Vandekamp hält ihn zurück.

„Es ist noch etwas anderes", sagt er zögernd, fast verlegen, „etwas, worüber du lachen wirst, was aber auf irgendeine Weise geklärt werden muß."

Timm ist bereits ungeduldig. Er will Anna Katharina nicht warten lassen.

„Es handelt sich um den Zwist der beiden Frauen. Man will die Großmutter von deiner Verlobungsfeier ausschließen."

„Ach, die alte Geschichte! Habe schon davon gehört. Interessiert mich aber gar nicht."

„Ich habe gedacht: Wenn du einmal mit der Mutter sprechen würdest! Du bist der einzige, der es könnte und auf den sie hören würde."

„Um des Himmels willen! Nein, in die Angelegenheit anderer Leute mische ich mich grundsätzlich nicht, und in die meiner nächsten Angehörigen am allerwenigsten. Laß doch einen jeden machen, wie es ihm gut und heilsam erscheint."

Ina hatte den Wagen bestellt, um einige Besorgungen in der Stadt zu machen, als ihr Pfarrer Wendland gemeldet wurde.

Sie wußte, daß er aus der Stube der Großmutter kam, wußte, daß diese ihn hatte rufen lassen, um bei ihm Klage zu führen wegen schwerem, ihr angetanem Unrecht.

Er ließ sich durch die Zurückhaltung, mit der sie ihm begegnete, nicht beirren und sagte ihr ohne jede Einleitung oder Umschweife, was ihn zu ihr geführt hätte.

„Ich würde mich mit alledem nicht an Sie, sondern an Ihre Frau Mutter gewandt haben, wenn Ihr Vater mich nicht gebeten hätte, es mit Rücksicht auf ihren leidenden Zustand, dem jede Aufregung erspart werden müßte, zuerst mit Ihnen zu sprechen."

„Das ist mir verständlich. Der arme Vater reibt sich auf in Sorge um seine Frau, obwohl ich wirklich nicht so schwarz sehe. Was mir aber weniger verständlich ist: Was ich in dieser Angelegenheit tun soll?"

„Ich dachte, wenn Sie zu Ihrer Mutter gehen und sie zu einer Änderung ihres Entschlusses bewegen könnten."

„Und wenn ich das vielleicht könnte — aber gar nicht wollte? Wenn ich der Ansicht wäre, daß es lächerlich ist, einer so geringfügigen Sache eine Bedeutung beizulegen, die ihr nun einmal nicht zukommt? Wenn ich fände, daß meine Mutter vollkommen recht hat: daß eine so alte Frau nicht auf ein Fest gehört, das meine Eltern der Jugend geben?"

„Ach, auf das alles kommt es ja gar nicht an", unterbrach er sie. „Sondern: daß es nicht richtig ist, wissentlich und ohne jeden Grund einen Menschen zu kränken."

„Ich glaube, Herr Pfarrer, Sie sehen die Dinge nicht ganz richtig, sehen und hören in Ihrer Neigung für die Unterdrückten, wie Sie eben sagten, nur die eine Partei und beschuldigen deshalb die andere vielleicht nicht ganz gerecht."

„Ich beschuldige niemand. Aber ich trete für die alte Frau ein."

„Weil Sie nicht wissen, wie wir alle unter ihr zu leiden haben . . . Damals, als sie noch mitten unter uns wohnte, an einem Tische mit uns aß. Bis dieser Zustand unerträglich wurde, die Mutter krank und wir alle mißmutig und verzagt wurden. Ich war damals noch ein junges Ding. Aber ich kann Ihnen gestehen, daß ich mich vor ihr gefürchtet wie vor einem Menschen, und manchmal gedacht habe, ein Teufel stecke in dieser alten Frau. Aber warum sage ich Ihnen das alles? Wie soll das ein fremder Mensch verstehen?"

„Ich verstehe das schon. Aber ich frage mich: Wie ist das alles wohl gekommen? Durch die Demütigungen, denen man sie aussetzte. Demütigungen, die Gott geschickt, sind gut und heilsam. Demütigungen vom Menschen sind furchtbar. Warum hat sie denn Ihren Vater gern und kann die Stunde nicht erwarten, wo er zu ihr kommt?"

„Weil der Vater der Beste von uns allen ist und mit jedem in Frieden leben will."

„Nein, weil er ihr die Liebe entgegenbringt, die sie von den anderen entbehrt. Niemals werde ich glauben, daß diese Frau von vornherein der Liebe unzugänglich gewesen ist. Ihr Fehler war nur, daß sie durch das Unglück nicht geläutert, sondern härter und eigenwilliger wurde. Begegnen Sie ihr mit gleichen Waffen, werden Sie nichts erreichen."

„Ich aber", fuhr er mit einem wehmütig scherzenden Lächeln fort, „ich habe nun einmal eine Schwäche: Ich kann den Menschen nicht leiden sehen."

Zwischen den langschattenden Wimpern glimmte es auf. Es war nicht Zorn, nicht Empörung, nicht Ablehnung.

„Ich kann den Menschen nicht leiden sehen."

Aber er durfte nicht merken, was in ihr vorging.

„Deshalb bitte ich Sie noch einmal", fuhr er mit warm andringenden Worten fort: „Bewegen Sie ihre Mutter, diese nach meiner Meinung lieblose und ungerechtfertigte Ausschließung der alten Frau von einem Familienfeste, auf das sie in erster Reihe gehört, aufzuheben."

„Ich sagte Ihnen schon, Herr Pfarrer", entgegnete sie, und mit einem Male war wieder alles an ihr hart und unzugänglich, „daß ich mich dazu nicht berufen fühle."

„Gut. So zwingen Sie mich, meinerseits die Folgerung zu ziehen und dem Feste fernzubleiben."

Darauf war sie nicht vorbereitet. Aber jetzt ihm nachgeben? Jetzt ihm zeigen, daß sie seinem Wort und Wollen sich unterordnete wie die anderen hier im Hause?

„Da Sie die Freundlichkeit hatten, erwiderte sie mit einer Ruhe, die nicht in ihr war, „der Mutter die Festrede für diesen Abend zuzusagen, so hoffe ich, daß Sie in diesem Falle den Mann von seinem Amt unterscheiden werden."

Über die Pflichten meines Amtes bin ich wohl unterrichtet und würde sie nicht vernachlässigen, selbst wenn sie wider meine Neigung wären. Aber an einem rauschenden Feste teilzunehmen, um eine Tafelrede zu halten, das ist für mich, dem solche Vergnügungen so gar nicht liegen, wohl ein gesellschaftliches Zugeständnis, aber keine amtliche Pflicht."

„So habe ich nichts mehr zu sagen und muß Ihnen überlassen, zu tun, was Sie für richtig halten, auch wenn Sie meiner Mutter durch Ihr Fernbleiben ein großes Leid zufügen würden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Rumpelkammer.

Von Richard Volkmann-Leander.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als Herr Doktor juris utriusque Albrecht Holzheimer ins Zimmer trat, den Hut und ein großes, wohlverschnürtes und versiegeltes Paket Papiere auf das Schreibpult warf und sich selbst müde in den davorstehenden Lehnstuhl fallen ließ. Erst am Abend zuvor war er nach langer, beschwerlicher Reise in seiner nordischen Vaterstadt und seinem verödeten väterlichen Hause eingetroffen. Früh um acht Uhr war er schon wieder ausgegangen. Nun aber waren die Geschäfte, um derentwillen er zurückgekommen, erledigt. Er hatte die letzten Fäden, die ihn an seine alte Heimat knüpften, gelöst, sein Haus mit dem umfangreichen kaufmännischen Geschäft, das seit Urgroßvaters Zeiten im Erdgeschoß betrieben wurde, an den bisherigen Verwalter verkauft. Was sollte er auch mit ihnen anfangen? Zum Kaufmannsfach hatte er nie die gerinste Neigung verspürt; wo er sich später dauernd ansiedeln würde, wußte er selbst noch nicht. Jedenfalls nicht hier.

Er sah sich in dem altertümlichen Zimmer um, in dem er als Knabe gehaust. Es waren noch die alten Möbel, und sie standen noch an denselben Stellen wie zuvor. Selbst die Gardinen waren wohl noch die alten. Das dunkle, reich geschnitzte Schreibpult, vor dem er saß, war das seines Vater gewesen; dann hatte man es ihm eingeräumt, und er hatte an ihm seine Schularbeiten gemacht. Die Erinnerung an seine Kinderjahre erfüllte ihn ganz. Sie waren sehr glückliche gewesen. Freilich, seine Eltern hatte er kaum gekannt, — nur des Vaters erinnerte er sich dunkel; aber nach ihrem Tode war eine ältere Schwester des letzteren ins Haus gezogen und hatte die Erziehung des Knaben übernommen. Er hatte sie leidenschaftlich geliebt und wie an einer zweiten Mutter an ihr gehangen. Da starb auch sie, als er eben das fünfzehnte Jahr erreicht, nach längerem Kränkeln dahin, so daß er nun ganz allein stand. Die nächsten Freunde erboten sich zwar willig, den Knaben zu sich zu nehmen, aber der Vormund erschien und nahm ihn trotz aller Widerrede eben dieser Freunde mit sich nach Süddeutschland.

Seitdem war Albrecht Holzheimer nur zweimal in seiner Heimat gewesen. Heut war es das dritte und, wie er glaubte, das letztemal.

Er nahm einen Bogen Schreibpapier, der vor ihm auf dem Pult lag, und begann auf ihm mit dem Bleistift allerhand Schnörkel und Arabesken zu zeichnen. Noch ehe er eine Figur fertig hatte, strich er sie wieder aus.

„Ich werde nicht hingehen!" sagte er plötzlich halblaut zu sich selbst. „Ich werde von unterwegs aus an die Frau Senator schreiben und mich entschuldigen. Sie wird erfahren, daß ich nur einen Tag hier gewesen bin. — Wozu auch?" — —

Er fiel wieder in seine Gedanken zurück und zeichnete einen zweiten Bogen voll. Die Hast und Unruhe, mit denen er den Stift führte, bezeugten seine innere Erregung.

In der nächsten Parallelstraße lag das Haus der verwitweten Frau Senator Amthor, der Jugendfreundin seiner verstorbenen Tante. Vom zweiten Stock aus konnte man den hohen Giebel sehen, der mit seinem Kranen und seinen durch Läden geschlossenen Speicherfenstern alle Dächer überragte.

Trotz des eben ausgesprochenen Beschlusses, nicht hinzugehen, — dort im Amthorschen Hause waren seine Gedanken. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war er dort täglich ein und aus gegangen; fast seine sämtlichen Freistunden hatte er dort verlebt. Die einzige Tochter der Senatorin, Ursula, war seine tägliche Spielgenossin gewesen. Sie war vier Jahre jünger wie er, und es hatte zwischen den Kindern ein inniges, geschwisterliches Verhältnis bestanden. Ihr damaliges Bild stand lebhaft vor seiner Seele. Dann war er plötzlich fortgenommen worden. O! wie er geweint hatte, und wie unglücklich er gewesen war, als er die kleine, ernsthafte und verständige Freundin verlassen mußte, um mit dem fremden Herrn abzureisen!

Etwa vier Jahre später hatte er sein Abiturientenexamen gemacht. Schon mehrere Wochen zuvor war eine freundliche Einladung der Frau Senator eingelaufen, die freie Zeit zwischen Schule und Universität bei ihr zuzubringen. Sobald er das Zeugnis in der Tasche hatte, reiste er ab. Es war sein erster größerer, selbständiger Ausflug. Er fand im Hause seiner mütterlichen Freundin alles beim Alten. Ursula war klug und verständig, wie immer, aber wenig gewachsen und noch ein volles Kind.

Dann, wieder nach einer Reihe von Jahren, war er als frischgebackener Doktor noch einmal zurückgekehrt, — diesmal uneingeladen und unerwartet. Er war inzwischen mündig geworden, und es war sein eigenes Haus, in dem er als Herr abstieg. Unangemeldet trat er in das Wohnzimmer der Frau Senator, die zufällig in der Küche beschäftigt war. Ein großes, schlank aufgewachsenes Mädchen stand am Fenster und erschrak sichtlich, als es ihn erkannte. Rasch ging er auf Ursula zu; doch sie verbeugte sich vor ihm und gab ihm dann erst zögernd die Hand, ihn zwar mit dem Vornamen, aber mit „Sie" anredend. — Er wurde genötigt, zu Tisch zu bleiben und saß neben ihr; aber die jungen Leute konnten sich nicht wiederfinden. Ursula unterhielt sich fast nur mit ihrem zweiten Nachbar, einem weitläufigen Vetter, der als Kommis in einem der großen Handelshäuser der Stadt arbeitete und dessen Redseligkeit Albrecht verletzte. Die Frau Senator bemühte sich vergeblich, ein allgemeines Gespräch zustande zu bringen. Der Faden riß, sobald sie ihn geknüpft, wieder ab.

So stand es. — —

Der junge Mann erhob sich, schloß das mittlere Fach des Pultes auf und zog einen Kasten hervor. Er war bis oben vollgepackt. Er lächelte und räumte den Inhalt heraus: Schreibhefte aus Quarta und Tertia, sorgfältig geordnet; kleine Kästchen und Schachteln mit allerlei Tand, wertlose Steine und Muscheln, wie er sie am benachbarten Meeresstrand aufgelesen. Er nahm alles heraus, um die Wertpapiere, die er mit sich nach Hause gebracht, in den Kasten zu legen; da fielen ihm noch einige Gegenstände in die Hand, die sein vollstes Interesse zu erwecken schienen: ein großer verrosteter Schlüssel, an dem ein Holztäfelchen mit unleserlicher Aufschrift hing, und zwei Glaskristalle, die offenbar zu einem altmodischen Kronleuchter gehörten.

Er nahm den Schlüssel in die eine, die Glasstückchen in die andere Hand und setzte sich seufzend wieder auf den Lehnstuhl.

Er schloß die Augen und träumte. Wieder war es die Jugendgespielin, die ihn beschäftigte; nicht die schlanke, schweigsame Jungfrau, sondern die kleine Ursula, die ihn mit ihren großen blauen Augen ansah.

Über dem Wohnzimmer der Frau Senator lag eine große Kammer; hier war ihr Lieblingsspielplatz. Selten, außer im kalten Winter, verging ein Tag, wo sie nicht oben waren. Denn im Laufe der Zeit hatte sich hier unglaubliches Gerümpel angesammelt: Truhen und Kisten mit allem möglichen veralteten Hausrat gefüllt; alte Möbel und altes Geschirr; verschossene Brokatkleider und abgetragene Sammetröcke; und von einem schief an der Decke verlaufenden Balken herab hing an einem Strick ein zerbrochener Glaskronleuchter, aus unzähligen auf Draht gereihten Kristallen bestehend. An der Wand aber lehnten in großen dunklen Rahmen eine Reihe alter, größtenteils durchlöcherter Familienbilder. Eins gefiel ihnen besonders: eine stattliche Dame in blauem Kleide mit dünner, steifer Taille und zahlreichen Perlenschnüren auf dem bloßen Halse: die blaue Madam, wie sie die Kinder nannten. — —

Jetzt schlug es zwölf Uhr. Herr Albrecht Holzheimer stand abermals auf, trat vor den Spiegel und brachte sich die Haare in Ordnung. „Nein", rief er aus, „es wäre undankbar und feige zugleich, wenn ich nicht hinginge! Einen kurzen Besuch! Morgen reise ich ab!" —

Inzwischen stand daheim Fräulein Ursula Amthor im Erker des Wohnzimmers und begoß ihre Blumen. Sie nahm sich offenbar viel Zeit dazu, denn schon seit einer halben Stunde war sie damit beschäftigt. Jedermann in der Stadt wußte, daß Herr Albrecht Holzheimer heute hatte kommen wollen, und daß er gekommen war. Auch sie wußte es. An die Möglichkeit, daß er an ihrem Hause vorübergehen könne, hatte sie nicht gedacht. Auf dem Sofa saß die Frau Senator und strickte, nicht ohne dann und wann einen prüfenden und besorgten Blick auf die Tochter zu werfen, die ihr den Rücken zukehrte. —

„Mutter", hob plötzlich Ursula an, „hast du nicht über uns Schritte gehört? Es muß jemand auf dem Boden sein!"

„Ich höre nichts, Kind!"

Ursula schwieg. Nach einer Weile wiederholte sie eindringlicher: „Hörst du nichts, Mutter?"

„Ja, es scheint mir jetzt wirklich selbst so. Aber warum ängstigt dich das, Ursula? Es wird eben jemand von den Leuten auf dem Boden zu tun haben."

„Nein, Mutter! Das ist niemand von den Leuten! Es waren ganz deutliche, große Männerschritte; und über uns liegt nur die alte Rumpelkammer, die, wie du weißt, seit langen Jahren stets verschlossen ist. Keine von den Mädchen kann zu dem Schlüssel. Ich werde hinaufgehen und sehen, was es bedeutet!"

„Bleibe doch, Kindchen! Es ist ja völlig gleichgültig, wer oben ist. — Außerdem — ich höre nichts mehr; es war wohl nur eine Täuschung!"

Aber Ursula ging.

Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe hinauf — wahrhaftig — die Türe der Rumpelkammer stand weit auf; die Sonne schien durch die Türöffnung in den dunkeln Bodengang, und die Sonnenstäubchen tanzten in dem breiten, streifigen Lichtstrahle.

Sie horchte einige Minuten, dann schlich sie sich auf den Zehen heran und bog den Kopf über den Türpfosten.

Da saß Albrecht in der Rumpelkammer, die Augen starr auf die offene Tür geheftet, so daß sie wußte, er müsse sie gesehen haben. Totenbleich trat sie mitten in die Tür, „Albrecht!" rief sie aus, „du hier?" Er sprang auf und streckte ihr beide Arme entgegen. „Ursula!" schrie er, mit einem Tone, der ihr durch Mark und Bein ging, „Ursula!" Da hob auch sie die Arme auf, ging ihm entgegen und warf sich ihm weinend an die Brust. Er drückte sie lange und innig an sich; dann küßte er sie, fast zagend, auf die Stirn und fragte: „Ursula, liebe Ursula, bist du noch die alte?" — „Ja," erwiderte sie ernst und fast feierlich, und ließ den Kopf, den sie eben erhoben hatte, um ihm ins Auge zu sehen, wieder auf seine Brust fallen, als wolle sie sich hier verbergen.

Er nahm sie an der Hand — sie war glutrot geworden und zitterte —, und sie setzten sich beide auf die alte Kiste, auf der sie so oft als Kinder gesessen, und um sie lag und stand all der Kram und alle die Schätze, mit denen sie in der Jugend gespielt. Gegenüber an der Wand lehnte wieder die blaue Madam und sah sie mit ihren großen Augen freundlich an — ich glaube es war Ursulas Urgroßmutter —, und vor ihnen hing der gläserne Kronleuchter herab, und die Sonne spielte in seinen zitternden Kristallen und warf Regenbogenfarben auf die Diele.

Sie saßen lange schweigend. Endlich sagte Ursula errötend: „Ich kann es nicht begreifen, lieber Albrecht, daß ich dich nicht habe kommen sehen. Ich stand im Erker, von dem man doch die ganze Straße hinauf sieht, und begoß meine Blumen wohl schon eine Viertelstunde lang, ehe ich über uns die ersten Schritte hörte und hinaufging, um zu sehen, wer hier wäre!"

„Ich bin durch die Hintertür gekommen, Ursula!"

„Durch die Hintertür? Da hast du ja durch den Bäckerladen, euch gegenüber, gehen müssen und durch den langen engen Hof des Nachbarn!"

„Ja," erwiderte er lächelnd, „ich habe es völlig in Gedanken getan. Der Weg ist so viel kürzer, und ich bin ihn früher immer gegangen. Auf einmal stand ich im Bäckerladen, und die Leute, die mich kannten, sahen mich verwundert an. Da blieb mir gar nichts übrig, als zu fragen, ob man noch durchgehen könne."

„Aber dann bist du wohl auch bei uns die Hintertreppe hinaufgestiegen?"

„Natürlich! Deshalb bin ich ja eben auf den Boden gekommen statt zu euch! Ich war so in Gedanken, daß ich eine Treppe zu hoch hinaufging, und dann befand ich mich plötzlich vor der Tür der alten Rumpelkammer. — und — da griff ich in die Tasche. Ich muß wohl vorher den Schlüssel eingesteckt haben, ich weiß es wirklich nicht. Aber ich hatte den Schlüssel, und erst als ich ihn ins Schloß gesteckt und die Tür knarrte und aufging, und ich das alles sah, merkte ich, wo ich war."

„Ja," sagte er nachdenklich, — „hier in der Tasche hatte ich ihn!" Und — als wenn er zeigen wollte, wie es gekommen sei, griff er in die Tasche und brachte zwei Glasprismen heraus, genau wie die, aus denen der Kronleuchter bestand. Sie lagen auf seiner Hand und glitzerten, als wären es Diamanten, die er ihr zum Geschenk brächte.

„Die muß ich auch eingesteckt haben, als ich hierher ging!" meinte er treuherzig. „Wie es gekommen ist, weiß ich nicht; und wie es gekommen ist, daß ich dich nun wieder habe, weiß ich auch nicht. Aber — daß ich dich wieder habe, und daß ich dich nun nie wieder lassen werde, das weiß ich!"

Sie drückte ihm still die Hand und schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Das mit dem Schlüssel begreife ich doch nicht, Albrecht! Wie bist du nur überhaupt zu ihm gekommen? Er hängt ja schon seit Jahren im Schlüsselschränkchen! Wer hat ihn dir gegeben?"

„Ursel", sagte er, „weißt du noch, wie ich vor zehn Jahren fort mußte und weinte und dich bat, du solltest hübsch aufpassen auf alle unsere lieben Schätze hier oben? Da antwortetest du: Albrecht, ich gehe nicht wieder hinauf, gar nicht, — kein einziges Mal, bis du wiederkommst. Und als du das gesagt, schlich ich mich auf den Boden, zog den Schlüssel ab und verwahrte ihn in dem alten Pult. Heute morgen, als ich die Papiere weglegen wollte, habe ich ihn gefunden. — Aber, wie er in meine Tasche gekommen ist — das weiß ich nicht!"

„Ja, ja!" erwiderte sie zustimmend. „Als du fort warst, wurde der Schlüssel überall gesucht. Endlich ließ die Mutter den Schlosser rufen und einen neuen anfertigen. — Aber, Albrecht", fuhr sie fort und die Tränen kamen ihr in die Augen, „du mußt mich doch immer liebgehabt haben, in der langen Zeit, wo du fort gewesen bist und nichts von dir hast hören lassen, sonst wärst du nicht durch den Bäckerladen gelangen, und den Schlüssel und die Kristalle hättest du auch nicht eingesteckt!"

„Ja!" versicherte er aus tiefster Überzeugung, „aber ich habe es selbst nicht gewußt, wenigstens nicht, wie sehr! Aber nun sage auch du mir, Ursula, warum warst du so kalt gegen mich, als ich das letztemal hier war? Warum hast du mich „Sie" genannt, so daß ich denken mußte, du wolltest gar nichts von mir wissen, und Hals über Kopf wieder abreiste?"

„Albrecht", sagte sie leise, „als du damals kamst, da war ich unterdessen erwachsen geworden; und als du so rasch auf mich zuschrittest, da merkte ich, daß ich dich liebhatte, und bekam Angst, du würdest mich küssen; und da erschrak ich."

„Aber du hast mich „Sie" genannt!"

„Deswegen, Albrecht, deswegen! — Aber — ich glaube, ich bin seit einer halben Stunde hier oben auf dem Boden. Die Mutter wird mich schon lange vermissen!"

„Komm, wir wollen zusammen zur Mutter gehen."

Sie sah ihn selig an und nickte zustimmend. Doch plötzlich erschrak sie und sagte: „Dann mußt du aber durch die Küche, denn die vordere Bodentür ist immer verschlossen. Ich bin ja selbst auch die kleine Hintertreppe hinaufgegangen, wie du. Was werden die Leute sagen?"

„Laß doch die Leute, Urselchen!"

Er gab ihr den Arm, und sie gingen hinunter an der staunenden Köchin vorbei zur Mutter. Sprachlos sah diese die beiden eintreten.

Er beugte sich tief nieder und küßte der alten Dame bewegt die Hand.

„Mama", sagte er, „wir waren in der alten Rumpelkammer. Da sind immer noch die alten, hübschen Sachen. Und dann haben wir in unsere Herzen gesehen und gefunden, daß das auch zwei Rumpelkammern sind, die ganz voll von alten, lieben Sachen stecken. Das letztemal, als ich hier war, standen wohl Wolken am Himmel; aber heute schien die Sonne gerade hinein, und da blitzte und glitzerte es, wie Sie sich das gar nicht vorstellen können."

Da zog die Frau Senator den jungen Mann an ihr Herz, nahm seinen Kopf in beide Hände, sah ihm lange vertrauensvoll in die alten, bekannten Augen, küßte ihn und sprach:

„Vieles verstehe ich noch nicht; aber die Hauptsache verstehe ich. Gott segne euch, Kinder! Gott segne euch! Amen!" —

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.